Der Krieg in Südafrika.

Präsident Krüger.

Aus Lourenço Marques wird telegraphirt: Alle ausländischen Consuln, mit Ausnahme des britischen, ferner die Beamten und Freunde der Transvaal-Republik besuchten den Präsidenten Krüger an Bord des „Gelderland" vor der Abfahrt und nahmen von ihm Abschied. Krüger sah bleich, aber gefaßt aus, er wiederholte, daß er die Reise im Interesse der Republiken unternehme. Nach Rückkehr der Besucher gingen Krüger's Enkel Eloff und Doctor Heymann an Bord. Krüger's Gepäck wurde von den Zollbehörden untersucht, ohne daß etwas Ungehöriges gefunden wurde.

Französische Beklemmungen.

Nach den neuesten Meldungen wird Präsident Krüger doch in Marseille europäischen Boden betreten; gerüchtweise verlautet auch schon, er werde in Süd-Frankreich überwintern. Das ist schon sicher, daß man daran denkt, dem Präsidenten einen enthusiastischen Empfang zu bereiten. Darüber verlautet bereits genug, um Denen Besorgnisse einzuflößen, welche es nicht gern mit England von Neuem verderben möchten. Cornély vom „Figaro" steht daher nicht vereinzelt da, wenn er zur Mäßigung räth und den Enthusiasten, welcher Partei sie auch angehören mögen, begreiflich zu machen sucht, daß Frankreich ein großer moralischer und materieller Schaden aus allzu geräuschvollen Sympathiebezeigungen für Krüger und seine Sache erwachsen könnte. Er schreibt:

„Es sei daran erinnert, daß die vornehme englische Gesellschaft ihren üblichen Winteraufenthalt in Cannes und Nizza schon letztes Jahr mied und daß viele Engländer wegen der feindlichen Haltung der Franzosen während des Transvaalkrieges nicht zur Weltausstellung gekommen sind. Ueberdies geht, so fährt Cornély fort, ein großer Theil der französischen Ausfuhr nach England, welches tagtäglich die Erzeugnisse der ihm gegenüberliegenden französischen Küstenstriche angiebt und verzehrt. Den Belgiern, Holländern, den Schweden und Norwegern, einigermaßen auch den Deutschen, thäte es nicht leid, wenn sie uns diesen Vortheil abnehmen könnten. Dazu kann es kommen, falls dem Präsidenten Krüger, gegen den die Engländer noch immer sehr aufgebracht sind, unbändige Huldigungen dargebracht werden."

Ein Londoner Brief des „Temps" besagt:

Es ist zweifellos, daß Präsident Krüger, wo immer in Europa mit Ausnahme Englands, er landen würde, überall Gegenstand sympathischer Kundgebungen wäre, aber ebenso wie die französischen Urtheile über die afrikanische Politik den Engländern viel peinlicher gewesen sind als die zaminden ebenso scharfen Aeußerungen anderer Länder, würde eine Kundgebung zu Gunsten Krüger's, die in Frankreich stattfände, die Engländer viel unangenehmer berühren, als wenn sie anderswo vor sich ginge. Das ist gewiß bedauerlich, und daher wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Krüger einen anderen Landungspunct gewählt hätte als gerade Marseille.... Bei der gegenwärtigen Geistesverfassung der Engländer wird übrigens jede Sympathie-Aeußerung zu Gunsten Krüger's und der Boeren nur ein einziges Ergebniß haben, sie wird nämlich die Engländer noch unerbittlicher und härter gegenüber den Burghers, die noch in Afrika kämpfen, machen. Anstatt den Boeren zu nützen, werden solche Kundgebungen ihnen blos Schlimmes zufügen, indem sie die Rache der Engländer wider die Boeren herausfordern und den Vorwand zur Durchführung der strengen Maßnahmen bieten werden, die die englischen Blätter täglich verlangen. Wenn man der Sache der Boeren dienen will, giebt es andere Mittel als die Rufe „Hoch Krüger!" und „Nieder mit England". Und überdies: wozu soll man der englischen Presse ohne jeden Zweck einen neuen Anlaß zu Angriffen gegen die Franzosen geben? Es liegt hierfür nicht die mindeste Nothwendigkeit vor.

Belgien und Holland.

Nach einer Meldung der „Times" aus Brüssel soll auf der dortigen transvaalschen Gesandtschaft große Bestürzung herrschen, weil die belgische Regierung vertraulich, aber bestimmt angezeigt habe, ein längerer Aufenthalt Krüger's in Belgien sei unwillkommen und geeignet, zu englandfeindlichen Kundgebungen zu führen, welche die Regierung nicht gestatten könne. Krüger werde daher ohne Aufenthalt passiren und auch in Holland von der Königin nur in Privataudienz ohne allen amtlichen Charakter empfangen werden.

Drakonische Maßnahmen gegen die Boeren.

* **London**, 22. October. Das liberale und boerenfreundliche Finanzblatt „Investors Review" erklärt, von unterrichteter Seite zu wissen, daß im Kriegsamt „drakonische Maßregeln" gegen die Boeren geplant würden, um jeden weiteren Widerstand ein- für allemal unmöglich zu machen. Die Regierung schreckt nicht einmal mehr vor dem Gedanken zurück, die gesammte holländische Bevölkerung aus den beiden Boerenstaaten zu entfernen. Die Scharfmacher-Partei wünsche vor Allem die Rückkehr Lord Roberts', den man leider zu keinem energischen Vorgehen gegen die Halsstarrigkeit der Boeren veranlassen könne, da er viel zu sehr unter dem pietistischen Einflusse seiner ebenfalls in Pretoria anwesenden Gattin und Tochter stehe. Dagegen werde Kitchener, wenn dieser erst allein zu befehligen habe, sehr bald mit den Boeren aufräumen. An verschiedene seiner Freunde habe Kitchener bereits geschrieben, daß er das System der örtlichen Zusammenschließung gegenüber allen männlichen Boeren anwenden werde. Er würde einen kleinen Bezirk, vielleicht im südlichen Freistaat, auswählen, in welchem jeder Boer, der den Neutralitätseid ablege und seine Waffen freiwillig abliefere, mehrere Monate unter strenger Aufsicht zu leben habe. Jeder andere Boer aber, der sich weigere, den Eid zu leisten, oder wer mit der Waffe gefangen genommen werde, müsse sofort deportirt werden. Das Kriegsamt billige diesen Vorschlag durchaus, und vor Allem erachte es für nothwendig, daß sämmtliche Boerenfarmen Engländern zur vorläufigen Verwaltung übergeben würden. Eine Rückgabe derselben könne nach völliger Beendigung des Krieges stattfinden, wenn der frühere Besitzer nachweise, daß er nach dem Tage der amtlichen Incorporirung Transvaals keinerlei feindselige Handlung mehr gegen England begangen habe. — „Investors Review" glaubt auch voraussagen zu können, daß nach der Heimsendung der freiwilligen und colonialen Regimenter noch eine gleich starke Zahl regulärer Truppen nach Südafrika geschickt werden soll.

* **Capstadt**, 24. October. (Telegramm.) General French begegnete auf seinem Marsche von Carolina nach Bethel anhaltendem Widerstande und verlor 36 Mann. Auch sonst hatten die britischen Truppen in mehreren Scharmützeln Verluste; dabei fielen insgesammt 50 Mann.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 24. October.

Die „Nat.-Lib. Corr." sprach gestern, wie mitgetheilt, die Ueberzeugung aus, bei den Besuchen, die der neue Reichskanzler und preußische Ministerpräsident den Ministern und den Staatssekretären abgestattet, sei es zu Verständigungen über die Hauptfragen der inneren Politik noch nicht gekommen, eine solche Verständigung sei erst von der nächsten Ministerialsitzung unter dem Vorsitze des Grafen Bülow zu erwarten, auf alle Fälle aber werde man als feststehend betrachten dürfen, „daß weder Klerikalismus noch Radicalismus, noch extreme Interessenpolitiker dabei ihre Rechnung finden werden". Nun, diese erste Ministerialsitzung hat gestern bereits stattgefunden, und wenn es in ihr wirklich zu einer Erörterung der Hauptfragen der inneren Politik gekommen ist, so muß in erster Linie erörtert worden sein, wie Preußen sich zu der Frage der **Aufhebung des Jesuitengesetzes** stellen soll, denn von der Lösung dieser Frage hängt der weitere Gang der inneren Politik des Reiches und Preußens ganz wesentlich ab. Heute erklärt nun die „Tägl. Rundsch.":

„Wie uns aus Kreisen der bayerischen Regierung versichert wird, sind erneute Verhandlungen und vertrauliche Besprechungen zwischen den deutschen Bundesstaaten im Gange, deren Ergebniß die baldige Aufhebung des Jesuitengesetzes zum Ziele hat. Es scheint dem Drängen des Centrums, das nach dem Zusammentritte des Reichstages gewisse Gegenleistungen in Aussicht stellt, endlich gelungen zu sein, den Widerstand der Regierungen zu erschüttern. Ein etwa erfolgendes officiöses Dementi dieser Nachricht, die uns aus sehr guter Quelle zukommt, hat, wie wir bestimmt versichern können, keinen Werth. Es wird leider voraussichtlich schon durch die Thatsachen der kommenden Reichstagstagung widerlegt werden."

Daß das Centrum mit allen Kräften und Mitteln auf eine Entscheidung im Sinne seiner Wünsche drängt, ist bekannt; daß es vom Grafen Bülow zu allererst eine Antwort auf die Frage verlangt, wie er zur Frage der Aufhebung des Jesuitengesetzes sich stelle, hat erst dieser Tage der „Westfäl. Merk." verrathen, der bekanntlich mit der „Durchschneidung des Tafeltuches zwischen Regierung und Centrum" für den Fall drohte, daß das verhaßte Gesetz nicht beseitigt werden sollte. Und daß auch andere recht einflußreiche Kreise thätig sind, „den Widerstand der Regierungen zu brechen", hat unlängst das „Deutsche Adelsblatt" verrathen, das eifrig für die Beseitigung des „Ausnahmegesetzes" eintrat. Um so wahrscheinlicher also, daß gestern die Frage, wie Preußen sich zu den wiederholten Reichstagsbeschlüssen zu stellen habe, wenn auch noch nicht zur Entscheidung gebracht, aber wenigstens „angeschnitten" worden ist. Ihrer Lösung muß man mit größter Spannung und nicht ohne Besorgniß entgegensehen. Kann man auch erwarten, daß Graf Bülow von der Ausführung des „Deutsch. Adelsbl.", der Errichtung von Ordensniederlassungen der Jesuiten im deutschen Reiche ständen auch nach Aufhebung des Jesuitengesetzes in den meisten Einzelstaaten theils Verfassungs-, theils gesetzliche Schranken gegenüber, sich nicht blenden läßt und daß er genau weiß, welche Kämpfe um diese Schranken in den betreffenden Einzelstaaten durch die Aufhebung des Reichsgesetzes hervorgerufen werden würden, so muß man sich doch auch vergegenwärtigen, daß der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums Dr. v. Miquel s. Z. im Reichstage gegen das Gesetz gestimmt hat, daß das gesammte preußische Staatsministerium klerikale Neigungen seit Jahren bekundet, daß in Bayern der klerikale Einfluß immer mehr wächst und daß endlich Graf Bülow durch die Zusammensetzung des Reichstages in eine üble Lage versetzt ist. Daß er, schon jetzt vor eine Wahl gestellt und außer Stande, die Entscheidung noch weiter hinauszuschieben, der Jesuitenfrage halber mit preußischen Ministercollegen, der bayerischen Regierung, einflußreichen Adelskreisen und dem Centrum sich verfeinden werde, scheint uns denn doch noch einigermaßen fraglich, trotz der zuversichtlichen Versicherung der „Nat.-Lib. Corr.", der Klerikalismus werde bei den bevorstehenden Entscheidungen seine Rechnung nicht finden.

Des Poeten von Zedlitz Vision von der großen Parade im elysäischen Feld ist Vision geblieben. Aber der Caesar über die **freisinnige Volkspartei**, der noch nicht weiß, daß er todt ist, hält wirklich aller drei Jahre seine Heerschau, zu der sich diejenigen Getreuen, die auch noch nichts von ihrem politischen Ableben vernommen haben, einfinden; die besser Unterrichteten bleiben weg, und auf dem Parteitag, der dieser Tage zu Görlitz abgehalten wurde, fehlten Viele, die sich das letzte Mal noch als Generale um den Caesar geschaart hatten. In der That ein Totenconventikel. Solche Einmüthigkeit, solche geistige Unterordnung, solch absoluter Verzicht auf eigenes Denken ist — noch dazu in unserer Zeit der neusprießenden Gedanken und frischen Gegensätze — nur in einer Versammlung von politisch Entseelten möglich. Einige machten eine leichte Anstrengung, Leben zu zeigen. Aber weniger die Art, wie sie zum Verstummen verwiesen worden, als der „Cadavergehorsam", mit dem ihre schwachen Regungen förmlich um Verzeihung baten, kennzeichnete den Kirchhofcharakter dieses Lagers. Einer wollte die Oeffentlichkeit der Versammlung, aber, so heißt es in dem köstlichen Bericht, den Herr Richter herausgab, „die Erörterung führt zu einer Klärung in dem Sinne, daß die weitaus überwiegende Mehrheit des Parteitages gegen den Antrag ist." Der Mann wurde niedergestimmt, das nennt man Klärung und ist zufrieden. Ein Anderer, ein Süddeutscher, „trat", wie es in dem Bericht lakonisch heißt und wie bereits in einem Artikel unsres heutigen Morgenblattes erwähnt ist, „für eine entsprechende Flotte ein". Ihm wurde aufgetragen, mit einem Antrag herauszurücken, und er deprecirte, nachdem zwei Vereidigte „seine Ausführungen", die, wie gesagt, nicht wiedergegeben werden, „zurückgewiesen" hatten. Er „sei nur gekommen, sich belehren zu lassen, er werde keinen Antrag stellen". Aehnlich ging es noch einigen Antragstellern. Was die Bestellten und Aufgestellten vorbrachten, ist Plunder und Moder, die uralte Nörgelei, der nackte Nihilismus, der sich selbst an Thatsachen, die Kritik herausfordern, wirkungslos versucht. Dazu die alte Selbstüberäucherung: Freilich, da wir Alles gelten, — parlamentarisch Alles gelten, in der Conflictsperiode — das war die alte goldene Zeit. Ein Herr Kopsch, der selbst Abgeordneter ist, „führte" — immer nach dem Richter'schen Hofberichte — „aus, daß die Wählerschaft stolz sei auf ihre Vertreter, die im Kampfe für Wohlfahrt und Recht in erster Reihe stehen". Unter Lebenden überläßt man das Urtheil über die Abgeordneten den Wählern. Herr Richter sprach viel von Byzantinismus, als dessen Gegenstand er natürlich das Reichsoberhaupt bezeichnete; was aber in dieser Versammlung an Byzantinerei gegen die Führenden der Partei der verbliebene Rest der Gefährten producirte, wird gewiß nirgends im Reiche übertroffen:

Laßt muthig uns die heiligen Flammen schüren,
Zum Kampfe wird uns Eugen Richter führen!

So ließ sich Herr Richter besingen und zwar wohlgefällig, denn er selbst hebt diese parteiliche Walderseerede in seinem Berichte durch Sperrdruck hervor. Und diese Leistung — sie rührt natürlich von Albert Traeger her — war noch lange nicht die stärkste auf dem Gebiete des Lobhudelns und des Sichbehudelnlassens. Auf dem eigentlichen Parteitage rühmte Herr Richter seinen Vorrath an „Salz", das er sich aber für die öffentliche Wählerversammlung am Abend aufsparen wolle. Aber es war taudes Salz. Eine Verspottung Hohenlohe's wegen seines Alters, ein alberner Vergleich zwischen Miquel und Li-hung-Tschang, ein Breittreten des einmal gut gewesenen Witzes von den Vorschußlorbeeren des Grafen Waldersee u. s. w. Eine Bemerkung war treffend: „Wir sollen uns hüten, dieselbe falsche Politik zu machen, wie Napoleon III. in Mexico". Leider aber hat das schon vor zwei Monaten in der „Nationalztg." gestanden. Aber, die Todten reiten nicht nur schnell, sie lachen auch leicht und in jeder zweiten Zeile des Berichts ist „Stürmische Heiterkeit" verzeichnet. Die lange Rede Richters war wirklich nicht von der Art, daß man ihretwegen im August den Reichstag hätte berufen müssen. Sie verhält sich hinsichtlich der Chinapolitik lediglich kritisch, mit der einzigen Ausnahme, daß sie die Entsendung von Streitkräften nach Peking zur Rettung der noch lebenden Europäer nicht verdammt. Zu dieser Anerkennung läßt sich auch die schon mitgetheilte Chinaresolution herbei, aber Herr Richter entschuldigte sich deswegen auf — freisinnige Weise: „Wäre damals (während der Bedrohung der Gesandten) der Reichstag aufgelöst worden, kein Verweigerer der Mittel für ihre Befreiung wäre zurückgekehrt". Die Fraction und nur die Fraction! Die Annahme der Flottenresolution, die die ablehnende Haltung der Fraction billigt, glaubte der Führer ohne Gefährdung der Partei anbefehlen zu dürfen, denn seiner Meinung nach ist nach dieser Richtung in der Volksstimmung „ein kolossaler Umschwung zu Gunsten der Opposition eingetreten". Es war also ein Umschwung für die Opposition nöthig. S. Z. leugnete Herr Richter das Vorhandensein jeglicher Flottenbegeisterung. Und wenn in Monaten Flottenwahlen zu erwarten wären, würde man sich auch jetzt die Resolution, trotz des „Umschwunges", zwei Mal überlegt haben. Außer den beiden erwähnten Beschlüssen wurden deren noch weitere fünfzehn gefaßt, fast so viel, als bei dem geselligen Zusammenkünften Toaste ausgebracht wurden. Eine Hauptrolle spielt dabei natürlich der Kampf gegen die „Lebensmittelvertheuerung". Nicht nur eine Getreidezollerhöhung wurde verurtheilt, auch der bestehende Zoll darf nicht „gewährleistet" werden. Wir haben der Chronistenpflicht genügt, indem wir von dieser Versammlung Notiz nahmen. Der Erwähnung werth ist sie nur wegen folgender dreier Puncte: 1) In einem Beschluß über den Arbeitermangel auf dem Lande wagte man die, als sie gesetzlich zugelassen werden sollten, so gehässig befehdeten Rentengüter nicht mehr in die Reihe der verdammenswerthen Institute (Fideicommiß, Anerbenrecht, Höferolle) aufzunehmen; 2) das auf früheren volksparteilichen Parteitagen so stark hervorgetretene israelitische Element hielt sich diesmal fast vollständig zurück; 3) der Herr Abg. Fischbeck, die „rechte Hand Richter's", bekundete, daß er das Scherzwort des deutschen Reichscommissars auf der Pariser Weltausstellung: „Haben Sie schon bemerkt, die Umgangssprache in Paris ist jetzt deutsch" — für baare Münze genommen hat. Die Totten haben eben keinen Humor, auch wenn sie lachen.

Die letzten Meldungen über die **Lösung der spanischen Cabinetskrisis** lassen erkennen, daß sich Silvela mit seinem Rücktrittsgesuch übereilt hat. Fünf Mitglieder des bisherigen conservativen Cabinets, die Herren Batello (Justiz), Aguilar de Campos (Aeußeres), Salaززar (Finanzen), Garcia Alix (Unterricht), Linares (Krieg), sind in das neue Ministerium eingetreten, dessen Präsidium bekanntlich Azcarraga übernommen hat. General Azcarraga, der das Amt des Kriegsministers mit dem des Präsidenten des Senats in voriger Woche vertauscht hatte, war nach erfolgter Demission des Cabinets Silvela sofort nach Madrid geeilt, und ihm ist es denn auch gelungen, im Laufe eines Tages ein neues Ministerium zu Stande zu bringen. Die neu eingetretenen Minister, Ugarte (Inneres) und Sancho Toca (Ackerbau), gehören der conservativen Partei an. Der jetzige Ministerpräsident Azcarraga hatte nach der Ermordung Castillo's im Jahre 1898 einige Wochen den Vorsitz im Cabinet geführt, da er diesem angehörte und die conservative Partei einen neuen Führer noch nicht bezeichnet hatte. Bald wurde jedoch ein liberales Cabinet unter der Leitung Sagasta's berufen, dem im März 1899 wieder die von Silvela geleiteten Conservativen folgten. Aus dem Umstande, daß Silvela jetzt auch die Führerschaft der conservativen Partei niedergelegt hat, ist zu ersehen, daß er die Sache der Conservativen für verloren hält. Die Königin wird also in absehbarer Zeit ein liberales Ministerium berufen müssen. Die Monarchin hat sich zur Zeit nicht dazu entschlossen, weil Sagasta, der Führer der Liberalen, mit der bevorstehenden Verbrirathung der Prinzessin von Asturien mit dem Sohne des Herzogs von Caserta nicht einverstanden ist und sich gewegert hätte, den Cortes einen auf die Heirath bezüglichen Gesetzentwurf vorzulegen. Sobald diese Vorlage von den Cortes genehmigt ist, wird auch die Mission des neuen conservativen Ministeriums erfüllt sein. Was den unmittelbaren Anlaß zum Rücktritt Silvela's, die Ernennung Weyler's zum Generalcapitän von Madrid, betrifft, so war der neue Kriegsminister Linares damit über den Kopf des Ministerpräsidenten hinweggegangen und hatte die Ernennung bei der Regentin direct veranlaßt. Silvela hätte sich vielleicht mit der Thatsache abgefunden, aber die Minister Dato und Gasset, die zu den erbittertsten Gegnern des „modernen Alba" gehören, ließen sich diesen Uebergriff eines Ressortministers nicht gefallen, und Silvela folgte ihnen, weil er nun den Zusammenbruch der conservativen Partei als unausbleiblich voraussah. Inwieweit seine Befürchtungen berechtigt sind, muß die Zukunft lehren.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 24. October. Ueber die Absichten des Verbandes der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirthschaftlichen Interessen giebt eine Zuschrift des Begründers des Verbandes Sanitätsrath Dr. Hartmann (Leipzig) an den Herausgeber der „Med. Reform" Auskunft. Dr. Hartmann sagt: „Die Zulassung eines jeden Collegen, der nur will, zur Behandlung der Cassen-

---

„Nein, nein! Laßt Euch nicht irre führen durch solche Reden, Bruder. Der Bundschuh ist keine Verschwörung, keine Bewegung, die durch einzelne, leidenschaftlich erregte oder geistig überlegene Menschen hervorgerufen wird, sondern er ist eine Nothwendigkeit der verschiedenen, ungesunden Zustände im deutschen Reiche. Es ist ein Mißverhältniß, wenn der Morgen Ackerland drei Gulden kostet und der Ritter für ein Frauenkleid zehn Gulden bezahlen muß, oder wenn der Adel, der zu den Tournieren und Festlichkeiten der Städter aus seinen Burgen herniedersteigt, mit Neid auf die Pracht und den Luxus schaut, den die durch Handel und Gewerbe zu Reichthum gekommenen Städter treiben, und den er nicht bezahlen kann. Da sitzen die Frauen und Töchter der Bürger in Sammet und Atlas gekleidet, mit theurem Pelzwerk, Perlen und Geschmeide aller Art geschmückt, und der Adel — — hat kein Geld, weder zu dem, noch zu jenem. Er hat die Güter, und die Güter sind nichts werth."

„Er soll sich genügen lassen."

„Er läßt sich nicht genügen. Er muß Geld haben. Er muß dickere Mauern, Schießpulver, Geschütze, Zeugmeister und Aehnliches haben, seit die Kriegsführung durch die Erfindung des Schießpulvers eine andere geworden ist; er muß für die Ausstattung seiner Söhne und Töchter sorgen, ebenso gut wie ein Anderer, seine Turniere, seine Fest- und Haushaltung kosten Geld, wie die Anderen auch. Die Lasten für die Hofhaltung der Fürsten und den Staat liegen auf ihm. Und wenn er von Juden oder Städten oder reichen Bürgern Geld leiht, so muß er zehn, zwanzig und mehr Procent in Zinsen bezahlen. Der kleine Krieg, Fehden, Ueberfälle, raubritterliche Brandschatzungen werfen nichts mehr ab, seit Landfriede und Reichsgesetze ihn mit Acht und Bann bedrohen. Woher also soll er nehmen, muß er nehmen, wenn er leben will? — vom Bauer!"

„Das thut er auch. Der Adel ist nicht blöde."

„Natürlich. Aber so kommt, was ich Dir sagen wollte — die natürliche Nothwendigkeit des Bundschuh. Der große Zehnt, den der Bauer dem Ritter zahlt, genügte nicht mehr, und wurde als kleiner Zehnt auch auf die früher freien Erträge ausgedehnt. Nicht nur Getreide und Wein, sondern auch Rüben, Kartoffeln, Mehl, Heu und Hafer, ja Schweine, Rinder, Hühner, Gänse, sogar die Eier schon —, Alles kann der Ritter brauchen, und Alles nimmt er in Folge dessen. Die Frohnden der unfreien Bauern und Knechte genügen nicht mehr, immer weiter sucht sein Auge nach Objecten, über die er seine Herrschaft ausdehnen kann. Das neue römische Recht mit seinen undeutschen Definitionen, die der Bauer nicht begreift und nicht begreifen kann, und das man trotzdem immer mehr und mehr einführt, kommt dem Adel jetzt zu Statten. Er wirft es den freien Bauern seiner Gegend wie ein Fangnetz über, macht ihnen nicht nur die Freiheit streitig, sondern auch Hof und Hof. Aus dem freien Bauer wird ein Zinsbauer, aus dem Zinsbauer ein Hörige, ein Knecht, nicht viel besser als ein Vieh, und nur deshalb ein Anderes, weil er Steuer, Zins, Umgeld, Todfall, und wie mancherlei Namen die Abgaben alle haben, zahlt."

„Und der Bauer ist doch auch ein Mensch. Dieses Wort wird halten, so lange die Welt steht. Und für seine Menschenrechte greift der Bauer jetzt zu den Waffen. Das ist der Bundschuh."

„Aber es giebt doch auch viel anderes, verderbliches Volk unter den Bauerheeren."

„Das ist eben das Unglück unseres Vaterlandes. Wenn es sich nur um die gerechte Sache des Bauern handelte, wäre wohl Abhülfe zu schaffen, aber da sind zu zwei Dritteln unter ihnen fortgejagte Reisige und Söldner, die dann Hauptleute bei den Bauern heißen, Schnapphähne und Straßenräuber, die ihr Geschäft im Große treiben, verdorbene und abgehauste Leute, Ritter, die das Ihre verpraßt und verspielt haben, leichtsinnige Söhne achtbarer Eltern, Trunkenbolde, Diebsleute, Spieler, Vaganten, Trutzbuben, Kesselflicker, Zigeuner, Heckenschänder und dergleichen faules Volk und arme Schlucker, der Abhub eines vernachlässigten Volkes, zahlreich wie die Läuse bei der Pest, — das nennt sich nun das Bauernheer, das für die Rechte der Bauern zu streiten vorgiebt, und doch nur Raub und Mord, Plünderung, Unzucht und alle frevelhaften Gelüste verdorbener Leute im Lande vollbringt. Und so stehen sich wieder in dem armen, unglücklichen deutschen Volke eines Stammes Genossen feindselig und verderblich gegenüber, ein Hohn seiner eigenen Kraft. Denn was Niemand dem Deutschen anthun kann, ihn besiegen und überwinden, ihn zwingen in das fremde Joch, — das thut er sich selbst in seiner Uneinigkeit. Er selbst bricht die Riesenkraft seines Stammes und führt ihn durch Uneinigkeit gefesselt als leichte Beute dem fremden Unterdrücker zu. Weg der Zeit!"

Hastig stand der Freischöffe auf und fuhr sich mit der Hand über die Augen — er weinte. Die Noth seines Volkes preßte ihm die Thränen aus den Augen.

„Lebt wohl, Domenico", fuhr er dann fort. „Eins bleibt uns noch, das ist die Gerechtigkeit des heimlichen Gerichts, die unverwüstliche Macht der heiligen Fehme. Sei wohl auf der Hut, daß sie auch in dieser grausigen Zeit sich bewähret und den Schuldigen treffe, wo und wie sie ihn findet. Lebt wohl!"

Zwei, drei Schritte machte er ins Gebüsch, dann war er plötzlich verschwunden, als ob ihn der Erdboden verschluckt hätte. Nichts rührte sich, kein Laut sich entfernender Schritte wurde hörbar, nur das Sausen des Sturmes, der noch immer die Wipfel bog, brauste von den Höhen des Waldes zu Thal.

Als es heller wurde, sah Domenico von seiner Höhe herunter wie von einer Warte über das Land zu seinen Füßen, das Strengbach-Thal hinunter bis Bercken und Gemar, wo der große Ill-Fluß den kleinen Strengbach aufnahm und beide weiter hinunter nach dem Landgraben und Schlettstadt flossen. Der Regen und der Sturm hatten etwas nachgelassen, am Himmel zeigten sich helle und immer hellere Stellen, wo die Sonne durchdudringen schien, und um die regen- und nebelnassen Tannenwälder der Höhen hingen schwer und feucht weißliche Nebelwolken — ein nasser Morgen, der aber doch einen schönen Tag versprach.

Da sah Domenico von seiner einsamen Höhe herunter in den Thälern von Bercken ein schwärzliches, bewegliches Gewimmel, fast, wie wenn der Heerwurm eine Waldung überzieht. Zahllos, massig, gelenkig in allen seinen Theilen kroch es heran, langsam, aber stetig, immer bedrohlicher und unwiderstehlich. Domenico traute seine Augen kaum, — das war ein Bauernhaufen, tausend, zweitausend, fünftausend oder zehntausend Mann stark, — wer konnte es wissen? Immer dicker und dichter quoll es aus den fernen Thalnebeln hervor, an allen Ecken und Enden sich gleichzeitig vorwärts bewegend, immer näher, immer rascher, immer verheerender.

Bald sah er deutlicher. Die Marschrichtung auf Rappoltsweiler haltend, zogen drei starke Colonnen herauf. Hier und dort blitzten Waffen auf, aus den Haufen der Fußgänger ragten einzelne in Eisen gehüllte Reiter hervor, dicht neben ihnen die Bannerträger mit den Fähnlein, auf dem die Mutter Maria und ein Bundschuh gestickt zu sehen war. Bald flammten einzelne stehende Gehöfte auf und Domenico hörte durch das wüste, tumultuarische Geschrei der Herangehenden das schrille, gellende Hülferufen der entsetzten, flüchtigen Bewohner. Weiber und Kinder sah er über die Felder fliehen, die Arme zum Himmel streckend, halb bekleidet, in wilder Flucht und Todesangst davonlaufend. Je heller es wurde, desto erschreckender und grauenerregender wurde das Schauspiel, desto näher kam die Gefahr. Einzelne Banden von zwanzig und dreißig, mit Spießen, kurzen Schwertern, gerade gemähten Sensen, Dreschflegeln, Morgensternen bewaffnet, umflatterten nach allen Richtungen das Gros der Colonnen, überall plündernd und raubend, was ihnen in die Hände fiel — verlangte man so Gerechtigkeit gegen Unterdrückung und Noth?

„Arme Stadt!" murmelte Domenico, unwillkürlich die Hände wie zum Gebet faltend, „armes, sündhaftes Geschlecht, welche Leiden mußt Du erdulden, um Deiner Sünden und Laster willen."

Dann eilte er hurtig in die Stadt, um zu warnen, oder zu helfen, wo er helfen konnte, denn er sah für die Stadtbewohner einen furchtbaren Sturm heranziehen.

In der Stadt war Alles in Aufregung. Die Sturmglocke heulte durch die engen, winkligen Gassen und schreckte die Schläfer aus dem Schlummer. Ein wildes, rathloses Hin und Her entstand, denn obgleich man schon seit einiger Zeit die bedrohliche Entwickelung des Bundschuh im Ober-Elsaß hätte verfolgen können, glaubten die Bürger immer noch nicht, daß man wagen würde, eine so wohlbewachte Stadt wie Rappoltsweiler ernstlich anzugreifen. Kleine, einzeln stehende Gehöfte oder mauerlose Ortschaften, wo ohnehin nicht viel zu holen war, konnten der Bewegung wohl zum Opfer fallen. Nun aber zeigte es sich, daß man sich auch den Städten näherte, um sie zu brandschatzen. Die Ueberraschung war also trotz alledem groß und wurde nur übertroffen von der Verwirrung, die durch die Rathlosigkeit der Leute, und besonders über die Unsicherheit in der Haltung eines Theiles der Bürgerschaft und der Miliz entstand. Die Spitze der Bewegung war nun einmal direct gegen die „Herren", gegen den Adel gerichtet, und obwohl die Rappoltsteiner noch lange nicht zu den Schlimmsten gehörten und von ungerechter aber ungewöhnlicher Bedrückung nichts verlautete, so gab es doch eine Menge Leute, die am liebsten gar nichts bezahlt, und sich der Bewegung gegen die Herren am liebsten bedient hätten, um auch den letzten Rest der Abhängigkeit zu beseitigen. Die Rappoltsteiner hatten Rappoltsweiler, wie ja auch aus dem Namen hervorgeht, gegründet; auf ihrem Grund und Boden stand die Stadt, die Mauern, die sich in so manchem Sturme als wirksamer Schutz der Bürger bewährt, waren auf ihre Kosten gebaut, die Miliz der Stadt wurde noch jetzt aus ihrer Tasche bezahlt.

Aber viele der Bürger dachten daran jetzt nicht. Sie fühlten sich selbst kräftig, glaubten, ihren Herren weder Dank noch Hülfe in der Noth schuldig zu sein, und wollten die „gerechte Sache" ihrer Brüder, der Bauern, nicht bekämpfen.

Bei der ersten Nachricht vom Herannahen der Bauern ritt Herr Ulrich von Rappoltstein in Begleitung von etwa einem halben Dutzend Edelleuten und ihren Knechten, gerüstet vom Kopf bis zu den Füßen, hinunter in die Stadt, um sich selbst zu überzeugen, daß nichts versäumt werde zu ihrer Vertheidigung. Als er das Metzgerthor, das also im Nothfalle das Schloß selbst gegen die Stadt zu schützen bestimmt war, erreicht, sah er, daß es von einigen Leuten der Stadtmiliz besetzt war.

„Es steht nirgends geschrieben", hörte er Jemand sagen, „daß der Ritterkn nur für die Herren wächst; Andere wollen auch einmal Ritterlin trinken."

(Fortsetzung folgt.)